

# „Hier wird Teilhabe produziert“

**Interview mit Prof. Dr. Johannes Weinberg  
(Universität Münster)**

Die Idee einer Teilnehmerbefragung in ausgewählten Jugendkunstschulen und kulturpädagogischen Einrichtungen geht zurück auf Überlegungen zur Evaluation von Programmen und Angeboten außerschulischer Bildungsträger, die Prof. Dr. Johannes Weinberg (Westfälische Wilhelms-Universität Münster) angeregt hat. Als Theoretiker und Forscher in Fragen der Erwachsenenbildung ausgewiesen, hat Johannes Weinberg – der dem Beirat des Kreativ-Hauses in Münster angehört – die Teilnehmerbefragung in allen Phasen der Konzeption, Durchführung und Auswertung in zahlreichen Gesprächen begleitet. Nach Abschluß der Befragung sprachen Simone Schmidt und Peter Kamp (LKD) mit Johannes Weinberg über seine Erwartungen, seine Beobachtungen und seine Schlußfolgerungen aus dem Projekt.

*Frage:* Vor einiger Zeit haben Sie die Idee, eine Nutzerbefragung in Jugendkunstschulen und kulturpädagogischen Einrichtungen zu begleiten, sehr positiv aufgenommen. Was haben Sie sich davon versprochen?

*Weinberg:* Daß ich etwas darüber erfahre, ob und inwieweit in diesen Zeiten des Wandels außerschulische Institutionen – in diesem Fall der Jugendkunst- und Jugendkulturarbeit – ein selbstreflexives Interesse haben. Denn ich halte dieses selbstreflexive Interesse von institutionellem Handeln in Bereichen, die nicht so dicht reguliert sind wie Schule, für ganz wichtig für die weitere Zukunft der entsprechenden Einrichtungen.

*Frage:* Was sind aus Ihrer Sicht die wichtigsten Ergebnisse der Befragung?

*Weinberg:* Daß jede dieser Einrichtungen sozusagen ein „Individuum“ ist. Und jedes dieser „Individuen“ hat aufgrund seiner besonderen Lage und seines Einzugsbereichs, vor allen Dingen aber durch die Intentionen der Leitungsperson oder der hauptberuflich Beschäftigten, die Möglichkeit, ein für alle Beteiligten zufriedenstellendes Arbeitsklima zu schaffen und auch ein entsprechendes Betätigungsangebot zu machen. D.h. eine Tätigkeit, die aus individueller Motivation und der individuellen Einschätzung: „Mache ich sinnvolle Arbeit?“ gespeist wird, die also erst einmal nicht entlang von Rahmenrichtlinien – wie zum Beispiel in der Schule üblich – definiert wird.

*Frage:* Welche Chancen zur Berufsorientierung bietet das kulturelle Bildungsangebot der Jugendkunstschulen?

*Weinberg:* Meiner Meinung nach handelt es sich bei diesem Angebot um eine Art Grundausstattung mit Human-Kompetenzen – wie sinnvolle Betätigung, Entwicklung der eigenen Persönlichkeit. Diese mag gewissermaßen als Folie dafür dienen, daß man dann auch die Suche nach Ausbildungsplätzen, die Suche nach eigener Weiterentwicklung – auch im Hinblick auf Erwerbsarbeit – mit einigen Stärken in der Persönlichkeitsstruktur antritt. Mir scheint, daß eine solche Ausstattung mit Human-Kompetenzen als Ergänzung zu den Angeboten des Schulwesens etwas Wichtiges ist. Denn der schulische Unterricht muß notgedrungen – vielleicht aber auch sinnvollerweise – nach bestimmten Regularien verfahren, so daß die freie, als sinnhaft empfundene Betätigung kultureller Art sich dort gar nicht so entwickeln kann, wie das eben in den Jugendkunstschulen der Fall ist.

*Frage:* Wie schätzen Sie ein Jugendkunstschulangebot ein, das – wie beispielsweise das der Schule für Kunst und Theater der Stadt Neuss – ausdrücklich Orientierungshilfen zwischen Schule und Beruf bieten will, was offensichtlich besonders intensiv von Mädchen und jungen Frauen genutzt wird?

*Weinberg:* Wenn eine Jugendkunstschule in dem Sinne Angebote macht, daß dort gesagt wird: „Wir unterstützen hier deine Neugier und deine Suchbewegungen, so daß du auch überlegen kannst, was kann ich alles, woraus ich auch beruflich etwas machen könnte“, so fände ich das sehr gut, weil es eigentlich sonst niemand tut. Auch das allgemeinbildende

Schulwesen macht da eher nur Pflichtübungen, anstatt bei den Jugendlichen wirklich Entwicklungsprozesse anzustoßen. Ich würde ein solches Angebotselement bei den Jugendkunstschulen – übrigens unabhängig vom Alter der TeilnehmerInnen: das können Grundschüler sein, das können 13jährige sein, das können 17jährige sein; da sind die Kids nicht mehr festgelegt – vor allem deshalb sehr begrüßen, weil die Kreativität in den Suchbewegungen eigentlich das Überlebenspotential darstellt, das Menschen immer mehr brauchen. Und wie gesagt – die Regelschule macht hier eher nur Pflichtübungen.

*Frage:* In den Antworten der befragten TeilnehmerInnen wird deutlich, daß sich „Engagement/Interesse“ und „Spaß“ nicht voneinander trennen lassen. Dieses Ergebnis deckt sich mit der Kernaussage der Shell-Studie „Jugend '97“: „Engagement muß Spaß machen.“ War das denn früher anders?

*Weinberg:* Nein, das ist überhaupt nichts Neues. Es ist nur in den 60er und 50er Jahren mit einer anderen Terminologie zum Ausdruck gebracht und auch von der Sozialforschung anders wahrgenommen worden. Später gab es bei den Sozialforschern eine Verunsicherung durch die kulturelle Revolution in den 70er Jahren, auch durch den sogenannten Wertewandel bei den jungen Erwachsenen oder Jugendlichen zu Beginn der 80er Jahre. Und seitdem gibt es diesen Begriff des „Hedonismus“. Ich gestehe, daß dieser Begriff irreführend ist. Er soll wohl besagen, daß – aus der Sicht von Erwachsenen oder Sozialforschern – Ju-

gendliche sich sozusagen vor allen Dingen selbstbedienend vergnügen, ohne dabei das soziale Ganze im Blick zu haben.

Mit dieser Akzentuierung ist Hedonismus der Tendenz nach negativ besetzt oder zumindest ambivalent. Wenn man es aber aus der Sicht der Jugendlichen und der Kinder sieht, dann ist die sogenannte „Spaßgesellschaft“ eine Gesellschaft, die für mich ganz subjektiv Sinn produziert. Und das ist früher in der Tat nie offen gesagt worden. Also diese subjektive Sinnkomponente ist bei den Pfadfindern, bei der evangelischen oder katholischen Jugend so nie zum Thema gemacht worden: Da war es immer eine *sinnvolle* Lust, weil man ja katholisch-pfadfinderisch, evangelisch-sonstwas war. Aber diejenigen, die wirklich damals Untersuchungen gemacht haben oder die dabei waren, wissen, wie hoch lustbesetzt das war.

Insofern empfinde ich die – sagen wir einmal – ganzheitliche Sichtweise der befragten Kinder und Jugendlichen aus unserer Untersuchung als eine völlig zutreffende und mache mir keine Sorgen, daß diese Gesellschaft künftig nur noch dem Hedonismus verfällt. Auf jeden Fall wird zukünftig wohlverstandenes Eigeninteresse – und zwar das der einzelnen – stärker immer wieder zum Ausdruck kommen. Aber das ist nicht nur negativ, sondern auch positiv zu bewerten.

*Frage:* Offensichtlich werden die in die Befragung einbezogenen Kursangebote im Durchschnitt überproportional häufig von BesucherInnen weiterführender Schulen, besonders GymnasiastInnen,

genutzt. Kann man daraus schließen, daß Jugendkunstschulen vor allem Einrichtungen für Bildungsprivilegierte sind?

*Weinberg:* Diese verallgemeinernde Schlußfolgerung würde ich nicht ziehen, sondern ich würde diesen Sachverhalt immer erst einmal begründen mit der besonderen Offenheit von Jugendlichen, die in weiterführenden Schulen sind, und deren Eltern, sich für dieses besondere Angebot zu interessieren. Das gilt nämlich auch für die Betätigung dieser Schüler- und Schülerinnengruppen beispielsweise in Sportvereinen. D.h., wenn ein sozialpädagogisches oder sozialpolitisches Programm mit Jugendkunstschularbeit verbunden würde, dann müßte es speziell für diesen Zweck inhaltlich-organisatorisch-finanziell-personell ausgelegt werden.

Denn es ist eine altbekannte Tatsache, daß ein „Sichfestsetzen“ im engeren Milieu für alle Sozialgruppen zutrifft, während offene Angebote eher von offenen, also dafür schon offenen Bevölkerungsgruppen in Anspruch genommen werden. Das gilt für die Jugendbildung, es gilt auf jeden Fall für die Erwachsenenbildung. Weshalb wir in der Erwachsenenbildung dann sagen, wir müssen aber Zielgruppen ansprechen, und das immer mehr, und nicht nur Benachteiligte oder sogenannte Randgruppen. Diese Barriere in der Gesellschaft ist keine neue, aber es ist eine, die besonders angegangen werden müßte.

Da müßte der Künstler als Leiter der Jugendkunstschule sein Selbstverständnis überprüfen und/oder das Selbstverständnis der Institution. Er müßte Leute mit milieuspezifischen Kompetenzen oder

ethnisch-kultureller Herkunft engagieren, und die müßten dann sehen, wie sie das organisatorisch/finanzierungsmäßig und vom Angebot her hinkriegen, daß sie zum Beispiel auch einen gewissen Anteil von ausländischen Kindern und Jugendlichen haben – getrennt nach Nationalitäten, Geschlechtern, Religionen, wie immer man das organisieren will. Das ist ja alles machbar, es ist nur kompliziert: Wie arbeitet denn ein/e JugendkunstschulleiterIn X eigentlich mit einer Türkin oder einem Türken zusammen, die er oder sie als MitarbeiterIn gewonnen hat, damit sie da etwas entwickeln? Oder tritt man als Jugendkunstschule dann lieber in Verbindung mit Ausländervereinen dieser oder jener Art und unterstützt sie dabei, selber entsprechende Angebote zu machen?

Ich würde versuchen, eine Vorstellung davon zu entwickeln, wie Jugendkunstschule in diese soziale Transformationsproblematik stärker hineinkommt, als sie das bisher offensichtlich tut. Das läßt sich machen, aber es läuft nicht von selbst. Selbstläufer sind die Angebote für die anderen Gruppen, die, die eben jetzt drin sind. Und das ist gar nichts Besonderes: Da sind Jugendkunstschulen nicht besser oder schlechter als alle anderen offen arbeitenden Institutionen.

*Frage:* Wie wichtig sind heute Bildungshintergrund und Berufsstatus der Eltern für die Bildungschancen ihrer Kinder?

*Weinberg:* Zwei Dinge scheinen mir erkennbar zu sein. Das eine ist, es gibt Eltern, die entwickeln ein erzieherisches Milieu oder ein Sozialisationsmilieu, das sehr stark normativ angstbesetzt ist.

Wobei es gar nicht darum geht, daß die Kinder geschlagen oder eng 'geführt' werden, sondern das hängt mit der eigenen Befindlichkeit der Eltern zusammen. Und dann gibt es welche, da geht es offen und locker zu. Diese Dinge sind aber nicht schichtenspezifisch festgelegt, auch nicht durch den Bildungsabschluß der Eltern und auch nicht durch deren Berufstätigkeit, sondern sie werden produziert durch die Konstellation, wie diese „Familie“ genannte kleine Gruppe sich selbst organisiert, und sie hängen ab vom Vermögen der einzelnen Menschen, das Ungewöhnliche auszuhalten.

Das zweite ist: Gewisse Vorteile haben die Kinder, deren Eltern genug Geld haben, um sie nebenher in Hausaufgabenkreisen betreuen zu lassen. Das muß man einfach und kraß so sagen. Hier verläuft dann eine Grenzlinie, die wir auch an der Universität schon wieder merken: Wer Geld von zu Hause kriegt, studiert, der Mut derjenigen, die von zu Hause nichts oder wenig kriegen und dann studieren, dabei aber arbeiten müßten, nimmt ab. Und diejenigen, die arbeiten müssen *und* studieren, geraten immer mehr in diffamierende Zwänge, weil sie natürlich das alles so nicht packen können wie diejenigen, die von zu Hause unterstützt werden. Das ist ein klarer Trend.

*Frage:* Inwieweit hat das Schichtenmodell heute gesellschafts-, bildungs- und jugendpolitisch noch Gültigkeit?

*Weinberg:* Auf der einen Seite sollte man die Frage nach dem Gewicht der sozioökonomischen Konstellation nie aufgeben. Es läßt sich ja auch am Status von

Beruf und Berufsausbildung festmachen, und die Trennung aufgrund fiskalischer Unterschiede in der Gesellschaft geht ja weiter. Insofern müssen die sozioökonomischen Daten – sozialpolitisch gesprochen – wichtig bleiben, und auch pädagogisch lernend, sozialisationsmäßig bezogen auf den Lebenslauf von Individuen, halte ich ihren Stellenwert für das langfristige Schicksal für wichtig.

Auf der anderen Seite können die individuellen Möglichkeiten des einzelnen ganz unterschiedlich davon beeinflusst werden, woher er oder sie kommt. Das ist mehr eine Frage der Milieuerfahrung des Kindes in seiner kindlichen und jugendlichen Sozialisation. Und da bin ich einfach der Auffassung, daß aus dem Mädchen, das sich vielleicht als 14jährige Hauptschülerin schwertat, schließlich eine selbständige, sich selber regulierende und mit guter Tätigkeit und Ausbildung ausgestattete Frau von 32 Jahren werden kann, ebenso wie die Abiturientin aus gutem Hause, die ein Studium in der gehörigen Zeit absolviert und eine Karriere als Juristin beim Industrieverband macht.

*Frage:* Die Landespolitik definiert Partizipation, Prävention, Emanzipation und Integration als jugendpolitische Leitziele. Was können Jugendkunstschulen und kulturpädagogische Einrichtungen zur Erreichung dieser Ziele beitragen?

*Weinberg:* Voraussetzung dafür, daß solche Ansprüche von Kindern und Jugendlichen überhaupt als etwas wahrgenommen werden, das mit ihnen zu tun hat, ist, daß Jugendliche und Kinder die Erfahrung machen können, daß ihr Engage-

ment sich lohnt und daß es Folgen hat: z.B. für die Gestaltung des Programms einer Jugendkunstschule in bezug auf die Selbstdarstellung in einer begrenzten Öffentlichkeit. D.h., all diese politischen Ziele setzen voraus, daß Kinder und Jugendliche die Chance hatten, daß für sie Befähigung zur Teilhabe überhaupt entsteht. Und die Befähigung zur Teilhabe läßt sich anregen und ausweiten, und sie kann bewußt und systematisch als Programm auch von Jugendkunstschulen entwickelt werden.

Aber es geht um ein sich entwickelndes Lernen der Teilhabebefähigung. Die ist die Voraussetzung dafür, daß dann vielleicht auch eine Orientierung auf die gute demokratische 'Obrigkeit', auf den gesellschaftlichen Zusammenhalt – oder wie diese Formeln alle heißen – geschieht. Aber vorher ist gar nichts. Und Jugendkunstschulen arbeiten nicht auf diese Ziele hin, das können sie gar nicht. Aber Jugendkunstschulen können etwas dafür tun, daß bei Jugendlichen die Befähigung zur Teilhabe an sozialer Betätigung und zur Entwicklung von Selbstwert entsteht. Ob die Jugendkunstschulen die Jugendlichen dann politisch integrierend beeinflussen können oder gar dahingehend, daß sie etwa die Musik der anderen so gut finden wie die eigene, die sie auch schon nicht mehr richtig mögen, weil sie sich schon wieder geändert hat gegenüber derjenigen von vor sechs Monaten, das ist eine andere Frage. Das sind alles Folgeprobleme. Jugendkunstschule arbeitet im Vorfeld des Vorfeldes, sie arbeitet nicht direkt auf politische Ziele hin.

*Frage:* Was ist kulturelle Bildung außerhalb von Schule heute?

*Weinberg:* Alles, was in den Massenmedien passiert.

*Frage:* Stellt sich die Frage nach Breitenkultur am Ende der 90er Jahre noch genauso wie in den 70er Jahren?

*Weinberg:* In den 70er Jahren wollte man ja die Breitenkultur intentional haben und Kultur verbreitern, weil man von der hohen Kultur als normativer Vorgabe weg wollte. Heute haben wir eine Massenkultur, die sich entwickelt, ohne irgendwelche politischen oder erzieherischen, pädagogischen Intentionen. Ich glaube, das müssen wir überhaupt erst einmal zur Kenntnis nehmen.

Was ist eigentlich die Eigengesetzlichkeit von Massenkultur? Denn an der partizipiert jeder. D.h., die Verbreiterungsintentionen der 70er Jahre sind in eine gesellschaftliche Entwicklungsrichtung in den 80er und jetzt in den 90er Jahren gegangen, die niemand vorausgesehen hat. Das macht vor allen Dingen die mit Idealen besetzten pädagogischen Menschen – übrigens gleichgültig, in welcher Branche – manchmal sehr hilflos und sehr ratlos.

Man kann eigentlich nur versuchen, sich konkret damit auseinanderzusetzen. Man kann die Frage stellen: Hat es vielleicht Vorteile, wenn wir uns nicht in die massenkulturellen Trends nur hineinbegeben und uns ihnen anbieten, sondern ein Programm machen, wo Eigentätigkeit, bestimmte Instrumente und bestimmte kulturelle Inhalte wichtig sind, die auch Spaß machen? Aber wir müssen wohl

einsehen, daß wir überhaupt nicht berechnen können, was die Kinder und Jugendlichen daraus machen. Es sei denn, wir konzentrierten uns auf die Ausbildung von Eliten für den Nachwuchs von allen möglichen künstlerischen Betätigungen. Das könnte ja auch eine Programmatik sein, nicht für alle, aber für einige. Dadurch wird Künstler Nachwuchs produziert. Das war ja auch ein Effekt der 70er Jahre: Wir hatten plötzlich massenhaft Bands im Ruhrgebiet, die aufgetreten und getingelt sind und damit z.T. richtig Geld verdienen.

Es geht also nicht nur darum, subventioniert etwas für Kinder und Jugendliche zu tun, sondern auch zu sehen, daß es hier auch kommerzielle Interessen und Erwartungen gibt. Diese Verknüpfung mit Kommerziellem bei Jugendkunstschulen bedarf unter Umständen der Reflexion, ob man das will oder nicht will. Meiner Meinung nach sollte man sich sehr gut überlegen, ob man sich von kommerziellen Aspekten abgrenzen will oder nicht.

*Frage:* Wie könnte eine Programmatik für die 90er Jahre aussehen?

*Weinberg:* Mit generellen Aussagen bin ich immer vorsichtig, zumal die Einrichtungen ja ihr individuelles Profil haben und weiterentwickeln müssen. Was ich wahrnehme, ist, daß Jugendkunstschulen auf Dauer wohl in eine kulturelle Entwicklungspolitik in Stadtteilen, Städten und Regionen hineinkommen werden, weil die Politik langsam anfängt, das zu begreifen. Und das würde bedeuten, daß Jugendkunstschulen immer mehr dar-

über nachdenken sollten, mit wem sie kooperieren wollen: mehr mit Schulen, mehr mit Gruppen von Künstlern, Werkstätten, Kunstwerkstätten, mehr mit Initiativen usw. Ich denke, die konkrete Kooperations- und Vernetzungsfrage wird stärker auf die Jugendkunstschulen zukommen. Vor allen Dingen auch mit ihrer Kraft, daß sie ja Jugendliche 'haben'. Sie sind – im demokratischen Sinne – in der Stadt und in der Region ein politischer Faktor. Mir scheint das ganz wichtig zu sein. Hier wird ja Teilhabe produziert: TeilnehmerInnen beweisen, daß sie Teil haben wollen, und hier wird Teilhabebefähigung auch noch weiterentwickelt. Und das ist ein in der Demokratie wichtiges Moment. Zur Zeit wird das alles noch nicht so diskutiert, zumindest nicht im Großen und in der Öffentlichkeit. Aber ich denke, auf dieser Schiene weiterzudenken wäre sehr sinnvoll.

*Frage:* In unseren Anfangsgesprächen haben Sie die Zukunftschance des Konzepts „Jugendkunstschule/kulturpädagogische Einrichtung“ mit dem Stichwort „Pluriformität“ beschrieben. Was bedeutet das für die einzelne Einrichtung?

*Weinberg:* Die einzelne Einrichtung macht erstens einmal nicht dasselbe wie die andere Einrichtung. Und zweitens ist sie in sich pluriform. Sie kann Elitenachwuchsschule genauso sein, wie sie zielgruppenorientierte Schule, Jugendkunstschule für bestimmte Bevölkerungsgruppen, sein kann, weil sie zu denen einen guten Draht hat; z.B. deshalb, weil ein mittelständischer türkischer Unternehmer bereit ist, mit ihr zusammenzuarbeiten. Dagegen gibt es häufig so Ganz-

heits- und Integrationsvorstellungen sehr naiver Art, denen zufolge etwas „nicht zu uns paßt“ o.ä. Und solche Ganzheitsvorstellungen werden in der Regel von Individuen artikuliert. Die Rollenvielfalt der Individuen selbst ist aber ein Hinweis darauf, daß wir viel vielfältiger sein können. Und ich glaube, Institutionen sollten sich überlegen, wie sie in die Pluriformität ihres eigenen Angebots und damit auch der Kooperationspartner hineinkommen oder in Vernetzungen. Was ja zunächst einmal witzig ist, weil doch sozusagen die 'Gefahr' besteht, daß der Elitenachwuchs für irgendwas und die türkischen Mädchen oder die türkischen Jungs, die da auf die Pauke hauen wollen, sich auf einmal begegnen könnten. Anderes Problem: Wie ist das mit den Schmuttelkindern und all den anderen 'Problemfällen'? Da hängen also viele praktische Probleme dran. Aber: Die Chance der Jugendkunstschulen ist es, genau das aufzubauen, denn das kriegen andere nicht hin, weil die immer Regularien haben: Da werden sie zwangsweise zusammengesteckt, etwa in der Schule, und dann laufen sie auseinander. Und Jugendkunstschule kann, wenn sie eine Chance hat, auch zueinander nicht Passendes betreiben.

Das Image nach außen muß kein einheitliches sein, sondern das Image ist ein Konstrukt, den Leuten zu erklären, warum das Image so ulkig ist, wie es ist. Das ist ja das Ding mit der Corporate Identity. Die Corporate Identity, wenn man sie professionell macht, verknüpft ja Dinge, die eigentlich gar nicht zusammenpassen, macht aber nach außen deutlich, wir können das alles und wollen das auch. Corporate Identity ist kein

ganzheitliches Konzept im Sinne von Harmonie, sondern sogar Konträres paßt da zusammen.

*Frage:* Wie würden Sie „Pluriformität“ definieren?

*Weinberg:* Pluriformität heißt Vielfalt von Formen und Inhalten des Angebots. Inhalte können z.B. nach Branchen in der Jugendkunstschule differenziert werden, Zeichnen, Malen, Theater, Tanz und, und, und, vielleicht auch Musikalisches. An Formen gibt es neben Kursen Performances, Aktionen, Projekte usw. Die Vielfalt ergibt sich aus den Möglichkeiten, die das Haus hat, und den Interessen, die es vertritt. So wie ich sie wahrgenommen habe, ist jede Jugendkunstschule in sich schon pluriform. Die Frage ist, ob sie diese Pluriformität nicht noch ausweiten möchte.

Und ich denke, je mehr man ein eigenes Haus hat oder sogar ein eigenes Gelände, das zum Haus gehört, desto mehr kann man auch zeitlich bezogen pluriform sein. Es würde hinzukommen, daß die Jugendkunstschule vielleicht nicht nur selber Veranstalter ist, sondern auch Wohnungen oder Etagen – also ein Dach – bietet für andere, die da etwas machen oder anbieten wollen. Eine solche Weiterentwicklung ginge dahin, daß man Räume und Zeiten zur Verfügung stellt und vielleicht auch beratend tätig ist und nicht nur veranstaltend. Pluriformität scheint mir eine Zukunft zu haben.

*Frage:* Was sind Ihre Zukunftswünsche und -empfehlungen für Jugendkunstschulen/kulturpädagogische Einrichtungen?

*Weinberg:* Daß es den Jugendkunstschulen in NRW insgesamt **gelingt**, die Vielfalt, die sie auf die Beine stellen, immer wieder auch über die Medien ins Spiel zu bringen. Es gibt Fernsehen, es gibt Radio, es gibt Multimedia und Internet und alles mögliche. In den Medien präsent zu sein – und zwar in der Vielfalt –, scheint mir äußerst **wichtig zu sein**.

Hier ist also im Grunde zu überlegen, wie die Präsenz von Jugendkunstschulen verstärkt werden kann in der sich entwickelnden Medienkultur des Landes. Was ich nicht weiß und was mich unsicher macht, ist, ob es sich dabei eigentlich **um ein Sekundärphänomen handelt**. Aus der Perspektive der Macher stellt es sich ja oft so dar, daß man zusätzlich noch etwas tut, damit man in die Medien kommt. Die Frage ist also: Wie läßt sich die Arbeit der lebendigen Menschen in der Institution vor Ort mit der überregionalen Medienkultur des Landes verknüpfen? Wobei sich den Jugendkunstschulen und kulturpädagogischen Einrichtungen heute schon in der lokalen und regionalen Medienöffentlichkeit die eine oder andere Kooperationschance eröffnen müßte.